

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 56 (1977)
Heft: 4

Artikel: Salz in die Wunden der 68er Bewegung
Autor: Kaufmann, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-339320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jürg Kaufmann

Salz in die Wunden der 68er Bewegung

I.

Ich nehme an, dass ein Grossteil der Jünger der aufbrausenden sechziger Jahre mit einer gewissen Überlegenheit, aber auch mit Wehmut und recht viel «progressivem Alltag» auf den Schultern ihre gut verheilten Mini-Narben betrachtet. Das grausam brennende Salz der Wirklichkeit hat die meist doch eher kleinen Wunden unserer helvetischen Revolte geschlossen; bleibt nur zu hoffen, dass darunter der echt und immer wühlende Geist wach geblieben ist; bleibt weiter zu hoffen, dass manch einer beim Betrachten des schon leicht verblichenen und im besten Falle vom Sohn noch ausgetragenen Parkamantels mit Heines Grenadier zu sich selbst noch flüstert: «Wie brennt meine alte Wunde . . .» Doch mit solcher Hoffnung allein geht's ja auch nicht, denn fest steht, dass nie und nimmer irgendein Kaiser über die Gräben unserer Scharten und Risse einherreiten wird – denn geritten in diesem Sinne wird auf einem andern Teil unserer Erdkugel. Bleiben wir mal vorerst beim helvetischen Alltag, beim biederem Salz unserer Wirklichkeit . . .

Es sei mir gestattet, ganz kurz zu rekapitulieren: Anfangs der sechziger Jahre brachen die parteiinternen Stürme so richtig los – der Kalte Krieg wurde mit Macht zu Ende geblasen; die alte Garde – selbstbewusst durch ihre untadelige Haltung im Zweiten Weltkrieg, brillant auf dem Parkett der Koalitionen mit bürgerlichen Politikern, die man aus der Zeit des helvetischen Widerstandes recht gut kannte – trat langsam, sehr langsam in den Hintergrund. «Jungmanager» drängten sich ganz im Stil der aufsteigenden Wachstumspraktiker auch in der Partei nach vorn, und im Kanton Zürich endete zum Beispiel alles im Katzenjammer einer sehr ungeschickten Politik des «Pluralismus». Die Parteitage unseligen Andenkens sitzen heute noch manch einem in den Knochen, und man kann sich gegenwärtig kaum noch vorstellen, wie es möglich war, dass mit einem dermassen nichtssagenden, aber ideologisch mächtig, wenn auch nur mit Luft aufgepumpten Schlagwort Politik gemacht werden wollte. Zu einer Zeit, da die eindeutige Re-Ideologisierung der Studentenschaft und zu einem Teil auch der Lehrlinge schon weit fortgeschritten war.

Die Signale konnte man in jeder Buchhandlung und aus fast jedem Verlagsprogramm erkennen. So war der ideologische Bankert namens «Pluralismus» eine unzeitgemässe Missgeburt – für die Parteibewegung war er Öl ins Feuer der aufstrebenden antiautoritären Parteijugend. Ideologisch fasste die Partei sehr schnell wieder Tritt – *das Programm der «Radikalen Demokratie»* legt dafür beredtes Zeugnis ab. Bis heute könnte dieses Programm Grundlage bilden für die Aktivitäten der Sozialdemokratie.

In der Praxis ist die Partei mehr und mehr aus dem Tritt geraten, weil zu viele der Meinung sind, die Aufgabe der Partei sei es, in Permanenz neue Programme, Richtlinien, Plattformen, Arbeitspapiere, Grundlagenbeschlüsse, Resolutionen, Sonder-Infos, kurz, Papier zu produzieren. Dass diese schriftlichen Ergüsse in den allermeisten Fällen keinen Schuss Pulver wert sind, dass sie praktisch nicht oder höchstens vom Autor und seinen Jüngern gelesen werden, das kümmert weder den Verfasser noch seinen Kreis.

Vielfach sind die Schreiber solcher Unterlagen gar nicht in der Lage, aus der Wirklichkeit heraus zu schreiben, da ihre Wirklichkeit im besten Falle aus tödlicher Langeweile, aus «progressivem Frust» oder vielfach aus schlichtem Nichts besteht. Aus einem Nichts im praktischen Alltag entsteht nie und nimmer Theorie für die Partei, so wenig wie im Alltag Praxis entstehen kann, wenn keine Theorie vorliegt. Dass man diesen Prozess nun als eine Dauerübung auf dem Boden der Theorie missversteht, ist äusserst bedauerlich – leider aber auch sehr verständlich, denn wer nichts tun will, weil er nichts tun kann, der salbadert am besten auf dem willigen Fließband der Papierfüllerei.

Als Beispiel diene der völlig konfuse Info-12678-Artikel von Hans W. Grieder, SP Zürich 7. Eine «kühne» Behauptung des Autors mag seine unkritische Haltung sich selbst gegenüber deutlich machen: «... weil ich der Meinung bin, dass Politik 1968 eine neue Qualität bekommen hat...» Es sei dem Verfasser mit aller Deutlichkeit gesagt: 1968 hat Politik *keine neue* Qualität bekommen. Wer etwas derart Naives, von geschichtslosem Dasein Zeugendes daherbehauptet, muss es sich gefallen lassen, dass man die 2½ A4-Druckseiten bejammert, die er gefüllt hat. Politik hat 1968 geschichtlich Bekanntes, schon Dagewesenes wiederholt – notwendigerweise wiederholt. Aber von neuen Qualitäten zu sprechen, das ist sogar für ein «Info» zu dumm.

Um das Bild im Titel meiner Ausführungen noch einmal zu verwenden: Mit Lust werden die alten Wunden dauernd aufgerissen, um sie ja nicht einmal endgültig dem Salz der Wirklichkeit aussetzen zu müssen. In vielen Fällen geht es so weit, dass man sagen kann, die sechziger Jahre haben auch Stigmatisierte gefordert, die immer und immer wieder der staunenden Nachwelt die tapfer fliessenden Blutrinnale aus den im Jahre 68 gefochtenen Klassenkämpfelein vorzeigen. Dass dies vorzüglich am ersten

Mai, an Delegiertenversammlungen und beim Zelebrieren des monatlichen Sektions-Hochamtes geschieht, das sei nur am Rande vermerkt.

Fest steht, dass die Bewegung des Mai 1968 heute ihre Geisslerzüge, ihren religiös verbrämten Psychoschutt und ihre Päpste und Gegenpäpste hat; dass die radikalen Ketzer und namentlich die bitter notwendigen Aufklärer inmitten des immer scherblicher tönenden Kreuzzuges kaum sichtbar sind, das zeigen die schriftlichen Zeugen am Wegrand.

Was tun? Wie kurieren wir diese «Kinderkrankheit» am Körper unserer sozialdemokratischen Bewegung? Wie fassen wir wieder Tritt im politischen Handeln, im täglichen Tun, in der Überzeugungskraft gegenüber unseren Wählern?

II.

Werden wir konkret und deutlich! Ganz sicher hilft es uns nichts, wenn wir uns heute unter dem unsachlichen Ansturm einer sich pseudo-links gebärdenden Restgruppe von Altpfadfindern in die Rockfalten der sich auf der «Rechten» wohlfühlenden Pfahlbürger verkriechen und den Schauplatz der Auseinandersetzungen verlassen. Der dauernde Kampf der demokratischen Sozialisten gegen Faschismus und Gulagismus findet sein Zerrspiegelbild in den Auseinandersetzungen im Rahmen unserer Partei: Diejenigen, die sich identifizieren können mit einer stosskräftigen, zentristischen und damit revolutionären sozialdemokratischen Bewegung werden immer und immer wieder auf zwei Seiten zu fechten haben: gegen «links», wo sich die beschriebenen und laut gebärdenden Restgruppen aus 68 noch aufhalten und jeden POZ- und PDA-Rülps als die entscheidenden Signale für die Völker diagnostizieren, und gegen «rechts», gegen unsere leider auch vorhandenen Pfahlbürger, die sich genüsslich auf dem Erreichten ausruhen und sich schon gut daran gewöhnt haben, dass auch ein Sozi einmal erlöst sagen kann: «So, jetzt bin ich's zufrieden – Mami bring mer d Finke . . .»

Beide Haltungen sind der Sozialdemokratie abträglich, sie helfen nicht weiter, sie führen zu sturem Sektierertum oder zur Stagnation. Die eher zur Stagnation neigenden Kreise unserer Partei wurden in den vergangenen Jahren zweimal wachgerüttelt von politischen Ereignissen, die nicht von unserer Partei ausgingen: Schwarzenbach, dem klerikal faschistoiden Rattenfänger, gelang es, weite Kreise der schweizerischen Arbeiterbewegung tief zu verunsichern. Wir alle können uns noch gut erinnern, welche Anstrengungen es brauchte, um die mächtig daherrollende Schlammwoge völkischen Unsinn abzuwehren. Es gelang dank der immer noch funktionierenden Koalition mit unseren bürgerlichen Verbündeten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges!

Das zweite Ereignis, das noch viel stärker in die Gegenwart hineinwirkt als das erste, ist die Rezession, die uns mit aller Deutlichkeit zeigt, dass unser westliches Wirtschaftssystem wie eh und je recht verwundbar

ist und uns über Nacht mit dem Problem der Erhaltung der Arbeitsplätze konfrontieren kann. Unsicherheit in den Reihen der Arbeiterschaft auch hier, eine Unsicherheit, der es mit etwas mehr Praxis zu entgegen gilt als mit Riesenparolen à la «Recht auf Arbeit». Diese Parole heisst nämlich nichts, sie ist ebenso leer, wie wenn einer in der indischen Hungerzone Transparente aufstellt mit der Schrift: «Recht auf Essen.» Das stillt den Hunger nicht, gibt keine Idee zur Praxis – im besten Falle gaukeln solche Parolen pseudoreligiösen Hoffnungsschimmer vor. Wie peinlich eine solche Parole sein kann, zeigen Vergangenheit und Gegenwart: Um diesem «Recht» zum Durchbruch zu verhelfen, kann man nämlich einfach Arbeit «erfinden». Das geht mit Autobahnen – siehe Hitler –, das geht mit dem Gulag – siehe Stalin –, und das geht mit Kieshaufen, die von «Arbeitslosen» täglich umgeschaufelt werden müssen – siehe Pinochet in Chile.

Wenn wir den Begriff «Arbeit» einmal wirklich unter die Lupe nehmen wollen, stellen wir mit Schrecken fest, dass wir in unserer Arbeiterbewegung noch viel zu stark im Quantitativen der Arbeit steckengeblieben sind. Arbeit wird erst dann das Problem, das sich uns heute mit aller Schärfe stellt, wenn wir die Qualitätsfragen zu untersuchen beginnen. Das ist in unserer heutigen hochentwickelten technologischen Gesellschaft ein bisschen anders geworden als vor vierzig Jahren. Arbeit nur um der Arbeit willen, das schlägt heute nicht mehr zu Buch beim gut ausgebildeten Spezialisten, der unter Arbeit auch so etwas wie sinnvolles und geistreiches Tun versteht. Er weigert sich, Sandhaufen umzuschaukeln, weil er gelernt hat, «warum» zu fragen und auch «nein» zu sagen.

Es würde zu weit führen, wollten wir auch noch die Frage beantworten, warum es uns auch in den letzten Jahren immer noch nicht gelungen ist, die Kreise von Lohnempfängern, die häufig und gern mit «warum» und mit «nein» operieren, für unsere Partei zu gewinnen. Auf der einen Seite werden viele dieser uns nur zum Teil immer treuen Wähler abgeschreckt vom langweiligen Pfahlbürger-Vereinsleben, das unsere Reihen immer noch zu sehr kennzeichnet; oder die chaotisch-wilden Ausbrüche unserer «unbestechlichen» Dauerkämpfer machen ihnen den Eindruck, sie hätten sich in ein gruppenspezifisches Horror-Experiment verirrt. Diese beiden Extrempositionen, die bei uns – seien wir ehrlich – nur noch mit Schlagwortkleister zusammengehalten werden, gilt es je länger, je mehr mit einem Kraftaufwand an Sachlichkeit und aufklärerischer Vernunft zu überwinden. Wenn es der Sozialdemokratie nicht gelingt, sich vom Pfahlbürgergeruch fragwürdiger Tradition und vom Psychoschutz der sechziger Jahre gleichzeitig zu befreien, wird sie in Zukunft immer mehr an Glaubwürdigkeit verlieren. Sie wird dann auch immer mehr ihre politischen Aktionen anderswo durchspielen wollen. Das Ende, was aus unserer Partei wird, ist nicht abzusehen, wenn jeder krasse Missgriff in unserer bürgerlichen Herrschaftsstruktur blitzartig zu einem «Ma-

nifest» führt, in dem sich neben sozialdemokratischer Halbprominenz auch die pfadfinderhaften Dauerprotestierer Stelldichein geben. Wir müssen lernen, unsere gute «Ware» Sozialismus endlich im eigenen Laden zu verkaufen und nicht den erledigten Revolutionsaposteln nachzulaufen, denen es am Ende jeder gemeinsamen Aktion nur darum geht, die Sozialdemokratie pauschal zu diskreditieren. Das heisst nichts gegen die Ziele des «Demokratischen Manifests», mit denen sich jeder senkrechte Demokrat identifizieren kann. Ich beklage höchstens unsern Kleinmut, der schon so weit gediehen ist, dass er es für nicht mehr möglich hält, dass wir mit dem Namen und den Organisationen unserer Partei aktuelle Tagespolitik machen können. Neben dieser heillosen Zersplitterungstendenz, der wir geradezu verfallen sind, laufen wir auch immer mehr Gefahr, uns auf zahllosen Kampffeldern der politischen Auseinandersetzung zu verlieren. Die eisernen Gesetze der Konzentration der Kräfte, die namentlich für den Schwächeren im politischen Kampf unabdingbar sind, haben wir vergessen.

III.

Unsere Partei ist heute im Grund genommen so weit, dass sie einen Hauptteil aller politischen Auseinandersetzungen in der Schweiz in ihren eigenen Reihen austrägt, und das kann nicht die Aufgabe der Sozialdemokratie sein. Eine Partei hat nur eine Chance, von der Öffentlichkeit ernst genommen zu werden, wenn sie als eine noch *mehr oder weniger begreifbare Einheit* in die Arena des politischen Kampfes tritt. Dass der Stimmbürger diese Arena nicht mehr begreift und an den Kämpfen immer weniger Interesse hat, das ist eines der Hauptresultate unserer partei-internen Freistilübungen. Wenn wir unsere Partei aber als ein Sammelbecken für politisch Interessierte aller Schattierungen «links der Mitte» begreifen, wenn wir weiter glauben, dass unsere Partei Seelenhilfe zu leisten habe auf dem recht schwierig zu pflügenden Acker der Polit-Pathologie, dann müssten unsere leitenden Gremien so konsequent sein und entsprechende Subventionen für Seelenhilfe verlangen. Was wir heute an Arbeit aufwenden, um allen «politisch Interessierten» und von Politik «Besessenen» im seelischen und körperlichen Bereich Stecken und Stab zu sein, das übersteigt die Fähigkeiten einer Partei, deren Aufgabe es ist, Mehrheiten zu gewinnen.

IV.

Der eine oder andere wird jetzt den falschen Schluss ziehen, die wild geratenen Ausführungen seien eine Abrechnung mit den Chaoten zur sogenannten «Linken». Dem ist nicht so: *Der Sozialdemokratie kommt das Glück weder von Ueli Kägi noch von Jean Ziegler.* Dass sich die beiden einen so höchst spannenden Pressekampf liefern, zeigt dem einigermaßen aufgeklärten Zeitgenossen, dass sie beide recht nahe verwandt

sind: beide sind sie auf der eher fruchtlosen Suche nach Feinden. Der eine hat sie gefunden in der Gestalt seiner ehemals hochverehrten Partei und ihrem ganzen, zugrundeliegenden Dogma; der andere bei den Banken – und für beide sind ihre Feinde nichts anderes als die «Väter», die es nach Freud ja einmal aus dem Weg zu räumen gilt. Ich für meinen Teil meine, dass sich Ödipus doch noch am besten auf der Bühne eignet! Wer glaubt, aus dieser Schlacht auch noch ein parteipolitisches Agit-Prop-Stück hervorzaubern zu können, der liegt schief. Mindestens so schief wie Genossin Hersch, die im wilden Glaubenskämpfer Ziegler den Feind gefunden hat, der ihr seit der 68er Bewegung auf dem Magen zu liegen scheint.

Sozialdemokratische Politik ist Politik der Aufklärung – und Aufklärung bedeutet radikales Ausräumen von banalen Feindbildern. Dass das Feindbild auch heute noch die prägende Rolle der weltpolitischen Situation spielt, spricht ganz und gar nicht gegen die Rolle, die der Sozialismus freiheitlicher Prägung im Dienste der Aufklärung spielen muss – ganz im Gegenteil. Der Platz unseres Denkens muss zwischen den Stühlen sein, und wer glaubt, mit hohlen Appellen und dem wehenden Fahnenwald Politik machen zu müssen, der kann für sich nicht mehr in Anspruch nehmen, gegen die Unmenschlichkeit der Welt anzutreten.

Der banale Spruch von «Krieg dem Krieg» hat heute so abgewirtschaftet wie der banale Spruch der Römer vom «Para bellum» – traurig stimmt nur, dass die Römer abgetreten sind, dass aber Banalität immer noch vorhanden ist. Wäre sie nicht wenigstens in einer Partei überwindbar . . . ?